



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ngonji

drian überhaupt noch eine Ernte erzielt, manchmal sogar noch eine ziemlich gute. Sein Verdienst ist es wahrlich nicht. Ist die Frucht eingeheimst, so fällt es ihm gar nicht ein, seinem ausgefaugten Feld durch Zufuhr von Dünger wieder aufzuhelfen. So was gibt es bei ihm einfach gar nicht. Will der Weiße bei ihm Dünger haben, so überläßt er ihm um einen Schilling (Mark) eine ganze Fuhre, zuweilen tragen Mädchen und Frauen in Körben trockenen Kuhmist zu unserm Store und tauschen irgendeine Kleinigkeit dafür ein. Auf's eigene Feld kommt nichts. Im Notfalle brechen sie wieder neuen, jungfräulichen Boden um, denn bei der verhältnismäßig spärlichen Bevölkerung ist ja das Land groß genug.

Den gewonnenen Erntevorrat bewahrt der Neger zuletzt in seiner Sibaza (Biehkraal) in wohlgeschlossenen Gruben auf, d. h. nicht ganz, sondern nur in einer Quantität, von der er glaubt, sie dürfte für ihn und die übrigen Kraalinsassen bis zum nächsten Sommer ausreichen. (Umbalele wird fast ausschließlich zur Bereitung von Kaffernbier verwendet.) Den Rest verkauft er, und zwar sofort nach der Ernte, obgleich um diese Zeit das Getreide am niedrigsten im Preise steht. Kommt dann im Frühjahr wieder die Zeit zur Aussaat, so fehlt es ihm an nötigen Saatkorn, und muß er nun um den doppelten und dreifachen Preis vom Weißen das wiederkaufen, was er vor einem halben Jahr zu Schleuderpreisen gleichsam weggeworfen hat. Ist das folgende Jahr ein Mißjahr, so hat er einfach nichts und muß am Hungertuche nagen. Von einer klugen Einteilung und Verwendung der alten Vorräte keine Spur. Und das traurigste an der Sache ist, daß er hierin durch Schaden niemals klug wird. Solche „Rechenkünste“ mögen die abelungen (Weißen) versuchen, er zerbricht sich da nicht lange den Kopf; er will fröhlich und ungeniert genießen, solange er etwas hat; für die Zukunft läßt er Gott im Himmel sorgen.

R.

3

Ngonji

Congo-Mission, Äquator-Gebiet, Pater G. W.

(Fortsetzung und Schluß)

Sch konnte es beinahe nicht glauben, aber als meine Sturmlaterne aufleuchtete und ich Ngonjis Gesicht sah, schwand aller Zweifel. Ich sah sein freundliches Lachen, seine eigenartigen Augen schielten nicht mehr auf die Seite, sondern staunten mich ausdrucksvoll und zärtlich an, wie es nur die Batuas kennen. Ich war glücklich, denn Ngonji, der mir soviel Leid verursacht hatte, war gewonnen. Er näherte sich mir und ließ mich seinen Krauskopf aufs neue streicheln; er war so froh und lachte, daß sein Mund beinahe bis an die Ohren reichte. Von diesem Tag an ist er auf dem guten Pfad geblieben, natürlich war er überall als der erste voran, ein kühner Sprecher, ein Advokat für seine Kameraden, aber doch ein braver Junge mit den nötigen Bubenstreichen. Er hatte auch immer das erste Wort, und selbst die Ältesten lauschten nach seinem Befehl. Einen Monat vor den Ferien hatten die Schwestern neue Sonntagsanzüge angefertigt, und die Jungens waren recht stolz auf ihre neue Uniform. Die Ferien kamen, und wir fürchteten, daß wenige zurückkehrten und daß es klüger sei, daß die Jungens ihre Sonntagsanzüge hier lassen bis zu ihrer Rückkehr. Die Schwester teilte ihnen dieses am Vorabend vor der Abreise mit, aber da gab es sofort Spektakel, wie wir übrigens auch erwartet hatten. Am

nächsten Morgen sagte ich es selbst den Jungens, aber mit demselben Mißerfolg. Ein allgemeiner Protest war die Antwort. Ich sagte: „Nicht alle zu gleicher Zeit sprechen; einer führe das Wort.“ Da riefen sie wie aus einer Kehle: „Ngonji, Ngonji“, und der Zwerg trat hervor. Seine Rede war kurz und deutlich.

„Fafa“, begann er, „es ist nicht gut, daß wir mit unsern verschliffenen Kleidern nach Hause gehen; was werden unsere Dorfbewohner von uns sagen, sie werden uns auslachen: ‚Siehe, jetzt seid ihr zur Mission gegangen zu den Weißen, und ihr bekommt keine Kleider‘, und die anderen Jungens werden uns auch auslachen. Komm, Fafa, laß uns mit den neuen Kleidern nach Hause gehen, dann werden sie uns nicht auslachen, und die Jungens werden eifersüchtig werden und auch zur Mission gehen wollen.“

Alles hatte geschwiegen, während Ngonji sprach. Und, da er seine Rede vollendet hatte, riefen sie alle mit Mund, Händen und Füßen: „Bravo!“ Ngonji lachte zufrieden und dachte, alles gewonnen zu haben. Die Schwester und ich jedoch, wir zögerten und dachten darüber nach. Innerlich gab ich ihm kein Unrecht, aber die Kleider haben viel Geld gekostet, und wenn sie dieselben mitnehmen, dann wird nach den Ferien nicht viel mehr davon übrig sein, und dann — wo das Geld hernehmen für neue Kleider? Ein Problem, das uns immer viele Sorge macht. Ich wechselte eben mit der Schwester ein paar Worte, denn sie hatte die Kleider gemacht und viele Tage daran gearbeitet; aber sie gab sofort zu und sagte: „Ja, gewiß, es ist sehr viel Geld, aber wir wollen auf die göttliche Vorsehung vertrauen!“ Mit großer Spannung warteten die 80 Kerlchen auf unsere Antwort.

„Gut,“ rief ich dann, „ihr dürft die Anzüge mit nach Hause nehmen, aber ihr müßt unserm Herrgott und mir alle versprechen, daß ihr nach den Ferien zurückkommt. Verstanden?“

„Ja, das tun wir!“

Die Ferien waren rasch vorüber, und die Jungens waren zeitig zurück, aber Ngonji war nicht dabei. Wir warteten eine Woche, aber er war nicht zu sehen. Durch Erfahrung klüger geworden, schrieb ich einige Briefe an die Oberhäupter der Nkundo-Dörfer und sandte einen Boten mit diesen Briefen weg. Ich machte ihnen bekannt, daß die Schulzeit wieder angefangen habe und teilte ihnen die Namen der noch abwesenden Schüler mit. Auch schrieb ich, daß es wohl Sache der Jungens sei, ob sie zurückkommen wollen oder nicht, aber daß sie im letzten Falle wenigstens ihre Kleider zurückschicken müssen. Der Bote, stolz auf diesen Auftrag, steckte seine Briefe in einen gespaltenen Stock, damit jeder Vorübergehende sie sehen konnte, und ging auf Trab. Zehn Tage später hörten wir abends ein großes Geschrei. Ein solcher Lärm hört sich ganz unheimlich an. Wurde gefochten, oder wurden Männer auf der Jagd von einem Leopard überfallen? Soll ich hinlaufen, weil vielleicht Menschenleben in Gefahr sind? Wir zweifelten, denn es war kein Rufen um Hilfe, sondern eher das Geschrei von marschierenden Negeren. Aus dem Urwald hallte das Geschrei wider. Ich stand auf, lief hinaus, um es besser zu hören und um zu fragen, was dort los sei. Da fiel mir ein, daß es meine Batuas-Männchen sein könnten. Der Lärm kam immer näher, wurde deutlicher, und das Volk unserer Mission lief zusammen. Nun hörte ich überall rufen; die wilde Natur der Neger kam wieder zum Durchbruch. Noch ein paar Minuten, und der Lärm

beherrschte das offene Feld. Ja, unsere Batuas kamen angezogen. Schnell meine Sturmlaterne angesteckt und dann heraus, ihnen entgegen! Beim matten Schein der Lampe sah ich einen Haufen Zwerge wie Gespenster, bewaffnet mit Pfeil und Bogen, mit Messer und Lanze.

Raum hatten sie mich bemerkt, da fingen sie an zu schreien, zu rufen und zu springen: „Fafa, bist du da, sei begrüßt!“

„Ja, und ihr auch? Warum seid ihr so spät gekommen?“

„Ja, Fafa“, rief Ngonji, denn er war dabei, „wir haben gewartet, bis du jemand schicktest, der uns holt...“

Ja, einige hatten fünf Tage lang zu laufen bis zur Mission, und ich konnte es ihnen nicht übelnehmen, wenn sie die Zeit nicht so genau wußten. Alle waren zurückgekommen bis auf fünf. Ich war froh, daß die meisten ihr Versprechen gehalten haben und auch noch einige neue mitbrachten. So konnten wir das neue Trimester mit frischem Mut beginnen.

Von jetzt an ist Ngonji sehr gut geblieben, insoweit man dieses von einem Buschkind erwarten kann. Er ist ein Muster der Arbeitsamkeit — in der Schule, im Probegarten und nicht weniger im Religionsunterricht. Um ihn zu belohnen, habe ich ihn zum „kapita“, Meister, seiner Gruppe gemacht, mit der er im Schulgarten arbeitet. Ngonji ist da Sämann geworden, aber er streut die gute Saat auch durch sein Beispiel aus.

Als Ngonji hörte, daß ich nach Coquilhatville gehe, um bei der Ankunft des Bischofs gegenwärtig zu sein, fragte er mich ganz unerwartet: „Fafa, darf ich mit dir gehen?“ „Du kleiner Taugenichts, wie kommst du dazu?“ Doch dachte ich über diesen Vorschlag nach... Das wäre so etwas, so ungefähr fünf Buschmännchen mitzunehmen, die in ihrem Leben noch nichts anderes gesehen haben als Wald und wieder Wald, — nach Coquilhatville, der großen Stadt, wo soviel Weiße wohnen, wo soviel Autos rollen, wo soviel Schiffe kommen, ja sogar Flugmaschinen! Diese Stadt ist in den Augen dieser schwarzen Zwerge ein Bild von der Größe und Macht der Weißen. Wir suchten die sieben Bravsten unter ihnen aus, Ngonji als Nummer eins. Sie bekamen einen neuen Anzug, um zur Stadt zu gehen, ein Köfferchen mit Proviant und ihre Schlafmatte. Das Missionsboot sollte in der Nacht abfahren und darum ließ ich sie abends noch zu mir kommen, um ihnen noch weise Ratsschläge zu geben für die Überfahrt und den Aufenthalt in Coquilhatville. Aber zu meiner großen Verwunderung waren sie alle geflüchtet... in den Wald. Sie waren bange geworden und fürchteten, daß ich sie in Coquilhatville zurücklasse, weit von Vater und Mutter. Die angeborene Furcht vor den Weißen und all das Unbekannte hatte sie zur Flucht getrieben. Ich ließ dann andere rufen; vier, die bereits getauft waren und mehr Mut und Vertrauen hatten, sollten es wagen, mitzugehen.

Wir brachen nachts auf, aber ich mußte sie an der Hand führen, sonst wären sie weggelaufen. Ich rief noch einmal: „Ngonji, Ngonji!“ Aber die Antwort war: „In den Wald geflüchtet!“ Im Schiff selbst waren sie sehr bang und still; sie krochen zusammen, um stärker zu sein gegen die Gefahr, die sie fürchteten. Sie wagten es nicht, zu sprechen, und ich mußte alles aufbieten, ihnen Mut einzuflößen. In Coquilhatville war es dasselbe. Als sie jedoch noch einen Abstecher nach unserer Mission in Bamania machen durften, kam Leben in die Gruppe. Nach einigen Tagen war die Angst vorüber. Mutter M. Nivarda be-